

## „Weibersterben – kein Verderben . . .“

*Streifzüge im Ochsenfurter Gau*

Grünspanige Saatstreifen buckeln wie vergessene Riesenschilde der Völkerwanderungszeit; lehmbraun frischbestellte und schon erdgrau abgestrocknete kahle Feldstücke mischen sich darein. Über die Teppichflur wandern Wolkenschatten, ergießt sich Sonnenlicht in aprilenem Wechsel. Lerchen steigen auf, füllen die Himmelskuppel mit ihrem Jubel. Ein Weidenstrich zieht zum Horizont. Frühling im Ochsenfurter Gau.

Im Sommer trägt die Landschaft eine aus Grün und Gold gewirkte Livree, bis Erntehitze die seidig schimmernde Gerste gilbt und den Weizen brotfarben röstet. Die fettig glänzenden Blätterschöfe der Rüben gerinnen zu endlos grünen Zeilen. Der Wind stöbert eine Staubwolke auf. Die Luft flimmert afrikanisch, hitzegrell. Die Erde scheint unter der Fruchtbarkeit des Sommers zu stöhnen.

Im Herbst dehnen sich Stoppelfelder, meilenweit, steppenweit. Dazwischen gewürfelt kahle Kleeäcker, knistertrockene Maisschläge, lehmverkrustete Rübenhaufen. In der Pappel über der Dorfmauer musiziert das Starenvolk wie ein Dudelsack. Marienfäden, winzig silbrige Spinnenseile, treiben über Land. Ein Haufen Feldsteine am Wegrand wird durchstöbert und gibt eine graueriffelte versteinerte Herzmuschel frei.

Monotonie heißt des Gesetz des Winters. Das gilt doppelt für die weitgehend ausgeräumte, von Wald, Hecken und Obstbaumwiesen entblößte felderflache Gäulandschaft. An den Landsträßchen stehn da und dort die Umrisse windschiefer, struppiger Apfelbäume und Mostbirnenstämme als schwarze Scherenschnitte gegen das graue Gewölke. Wenn Nebel aufzieht, Schneegestöber einsetzt, gleichen die stählernen Strommasten der Überlandleitungen mit ihrem Takelwerk einer Geister-Armada, die über Land zu schwimmen scheint.

Das sind jahreszeitlich getönte Momentaufnahmen einer literarisch wenig verwöhnten Region, des Ochsenfurter Gaus, in dem die intensiv betriebene Landwirtschaft die Landschaft nahezu aufgezehrt hat.

„Gar nahe mitten in Teutschland liegt das Frankenland und wird umfungen mit dicken Wäldern und rauhen Bergen. Der Main und die Tauber fließen dadurch und tragen zu beiden Orten recht guten Wein. Das Erdreich ist auch ganz fruchtbar, denn es bringt Gerste, Weizen und allerlei Früchte mehr dann genug . . .“ Diese holzschnittthafte Schilderung des Humanisten Sebastian Münster ist in ihren Grundzügen auch nach fünf Jahrhunderten noch gültig. Die Geographen unserer Tage haben das fränkische Gäuland präziser abgesteckt und gründlicher inventarisiert. Doch der Grundtext Münsters schlägt auch bei ihnen durch.

Der Ochsenfurter Gau hängt an der südlichen Spitze des Maindreiecks wie ein Medaillon an seiner Kette. Main, Gollach, Tauber und Wittigbach fassen ihn ein. Neben dem Grabfeld, dem Uffenheimer, Gerolzhöfer und Schweinfurter Gau stellt der Ochsenfurter Gau das Musterstück der flachgewellten, offenen, fruchtbaren, altbesiedelten Fruchtlandschaft Mainfrankens dar, weitläufig eingerahmt von den Waldgebirgen Spessart, Rhön, Hassberge, Steigerwald und Frankenhöhe. Als Leitpflanze des Gäus kann man unbedenklich die Zuckerrübe bezeichnen. Ihr Anbau-Areal deckt sich parzellenscharf mit dieser steinzeitlichen Kulturlandschaft.

Wenn wir Mainfranken architektonisch aufgliedern, dann sockelt zwischen den Weinkellern der Talgründe und der Balkonfront der Randgebirge das Gäu als Erdgeschoß im Landschaftsgefüge. Den Baustein für Keller und Erdgeschoß stellt im Ochsenfurter Gau neben dem feinkörnigen gelben Sandstein des Lettenkeupers hauptsächlich

der Muschelkalk. Der Muschelkalk gibt Mainfranken das graue Steingeficht. Seinen Namen verdankt er den Petrefakten, versteinerten Negativabgüssen unzähliger Lebewesen, die vor 170 Millionen Jahren im Meer der Muschelkalkzeit lebten, starben und ihre Umrisse auf dem Schlammgrund zurückließen, Schicht auf Schicht gestapelt.

Früher konnte man sich die versteinerten Muscheln, Seelilien, Schwimmsaurier und andere Meeresgeschöpfe auf den Hügeln nur als Überbleibsel der Sintflut erklären. Freigeister wie Voltaire, die der biblischen Überlieferung skeptisch gegenüberstanden, bezeichneten sie als spielerische Figurationen der plastisch schaffenden Natur, was Goethe dem großen Aufklärer nie verziehen hat. Trotzdem mochte Goethe den Muschelkalk als Massengrab der Meeresfauna nicht so recht. Dafür blättert sich diese Formation mit ihren Leitfossilien als Chronik der Erdgeschichte auf und ist bis heute der Liebling kritisch scharfer Geister geblieben.

Jacob Grimm, Sprachforscher, Sagensammler, Mythendeuter, wählte sich einen Muschelkalkpetrefakt als Briefbeschwerer, und der bedeutendste Geologe der Goethezeit, Leopold von Buch, hat einmal vorgeschlagen, den *Ceratites nodosus*, das Knotenhorn, einen Ammoniten des Hauptmuschelkalks, in das künftige deutsche Reichswappen aufzunehmen, weil er, von ein paar lothringischen Fundstellen abgesehen, nur in Deutschland vorkommt.

Über derlei Versteinerungen, speziell über ein paar austernknackende, austernschlürfende Meeressaurier, gibt das Privatmuseum des Bildhauers Otmar Kleindienst in Kleinschmiedt Auskunft.

### *Muschelkalkmuseum und Steinbruchtradition*

Vorsintflutlichen Saurierhälsen gleich ragen im Ochsenfurter Gau aber auch Kranen aus der gewellten Ackerflur. Sie signalisieren die Vielzahl der Steinbrüche im Oberen Muschelkalk, die den begehrten Quaderkalk liefern und hier den Grundstein einer bodenständigen Naturwerkstein-Industrie gelegt haben. Davon erzählt das Muschelkalk-Museum in Kirchheim.

Das Museum im Heblingshof erinnert an die großen Berliner Werkstein-Unternehmen, die um die Jahrhundertwende, mitten im Bau-boom des Kaiserreichs, neben dem schlesischen Granit und dem thüringischen Travertin auch den rauchgrauen, grobporigen, aber äußerst witterungsbeständigen Quaderkalk des Gäus als repräsentativen Werkstein entdeckten. An der Wasserstraße des Mains hatte man ihn schon seit dem Mittelalter als Baustein gebrochen; die Randersackerer Brüche etwa lieferten das Material für die Alte Mainbrücke Würzburg. Im Gäu wurde der Abbau im großen Stil erst mit dem Aufkommen der Eisenbahn rentabel. Neben dem Quaderkalk waren auch die Blöcke der sogenannten Blaubank begehrt, die, poliert, als Kirchheimer Marmor in den Handel kamen.

Edgar Berthold vom Historischen Verein, der das Museum aufgebaut hat, zeigt als früheste Nutzung des Quaderkalks das Bild eines bald 5 000 Jahre alten Steinkistengrabes. Dieses bisher einzige sogenannte Hünengrab in Bayern hat man bei Gaubüttelbrunn entdeckt. Daneben sind die Plastiken zu sehen, die 1961 bei einem Symposium Europäischer Bildhauer im benachbarten Kaisersteinbruch aus den Rohblöcken gemeißelt worden sind.

Dazwischen liegen Versteinerungen und all die Werkzeuge der Steinbrecher, Bossierer, Steinmetzen, die sich seit dem Beginn der Eisenzeit kaum verändert haben. Eine Steinbruchschmiede ist aufgebaut, in der früher die Geräte geschärft und ausgebessert wurden. Eine Biertrage erinnert an die saharischen Temperaturen im sommerlichen, Arbeiterschuhe mit Holzsohlen an die Kälte im winterlichen Steinbruch. Die Arbeiter kamen mit der Eisenbahn, mit dem Fahrrad, zu Fuß in die Kirchheimer Brüche. Es war eine harte, nicht ungefährliche Knochenarbeit, auch als Dampfkraft, Elektrizität und moderne Hydraulik die Handarbeit zu erleichtern begannen. Wie hieß es früher? „Wenner nix lern' wollt, kommt ihr nein Steebruch!“

Das Dritte Reich bescherte der Naturwerkstein-Industrie noch einmal eine kurze Hochzeit. Schließlich wollte der Führer seine Geschichte auf den Quadern nie vollendeter Monumentalbauten schreiben.



„Der Landesvater beschäftigt die Steinmetze“. Dieser Spruch kommt in der parlamentarischen Demokratie schwer an. Mit dem Siegeszug des Stahlbetons und der wachsenden Lust am Hochhaus eröffnete sich für die Werksteinindustrie aber auch ein neues Produktionsfeld: die Verkleidung der Fassaden mit vorgehängten Steinplatten, sozusagen Furnierstein. Repräsentanz, Schönheit, Solidität und Wirtschaftlichkeit auf lange Sicht geben so einer vorgehängten Fassade Gesicht und Gewicht. Unerschöpflich wie die Palette des farbig geäderten, gewölkten, getönten, gefleckten Steinsortiments erscheinen darüber hinaus die Möglichkeiten, Naturwerkstein beim Bauen zu verwenden: Sockel und Fassade, Säule und Pfeiler, Treppenbau, Gewände von Tür und Fenster, Terrassenbelag und Einfassungen, Brunnen, Wandverkleidung, Fußbodenbelag, Brüstung, Kaminmantel, Fensterbank, Badezimmerverkleidung, Tischplatte und Plastik.

Hinzu kommen Denkmäler und Restaurierungsaufträge, die den Steinmetzen beschäftigen. Vor einem gotischen Netzgewölbe oder einer barocken Statue kapituliert die Maschine. Schwierig sieht es freilich mit dem Nachwuchs aus. Die Arbeit verlangt nicht nur Muskelkraft, sondern auch Augenmaß, Sorgfalt, hohe handwerkliche Geschicklichkeit und ein Gefühl für Proportionen, etwa bei der Übertragung vom Gipsmodell in Originalgröße. Junge Leute mit diesen Begabungen ziehen heute das bequemere graphische Gewerbe vor. Vorbei sind die Zeiten, in denen die Steinmetz-Tradition generationenlang in der Familie blieb. Kein Krensheimer oder Kleinrinderfelder Bursche ist heute noch an den natürlich gegebenen Arbeitsplatz gebunden.

In einem einzigen großen Kirchheimer Werk gab es in den zwanziger Jahren, also noch vor der Quader-Konjunktur des Dritten Reiches, 200 bis 250 Steinmetzen, ungerechnet der Steinbrucharbeiter, dazu 54 Lehrlinge und ein gutes Dutzend Bildhauer. Ein alter Steinmetz, der das Spitzseisen des Poliers längst mit dem Kalkulierstift vertauscht hat, erinnert sich: „Wenn im Dreiklang geschlagen wurde, dann klang das wie Glockengeläut.“ Heute tritt die Steinmetzen-Kapelle,

um im musikalischen Bild zu bleiben, nicht mehr in Wagner-Besetzung, sondern als Kammerorchester auf.

Wie es zwischen den beiden Weltkriegen um Kirchheim zugeht, verrät ein rührend schlichtes Zeitungsgeheimnis, das ein Kirchheimer Bauer damals verfaßt hat: „Welch ein Graben in den Feldern, / Rings umher der Rollbahn Lauf, / Daß es widerhallt in Wäldern, / Schutthügel türmt man auf. / Beinah' glaube ich zu träumen, / Blick ich auf die Hügel hin, / Die mein Heimatdorf umsäumen, / Decken zu das holde Grün. / Wehmut will mich da umschleichen, / Schmerz ergreift mich wie noch nie, / Muß der Landmann wirklich weichen, / Weichen vor der Industrie?

### *Leitpflanze im Löß ist die Zuckerrübe*

Daß die Landwirtschaft der rationell betriebenen Stein-Industrie nicht weichen mußte, dafür hat der Löß gesorgt. Im Ochsenfurter Gau bildet er eine bis zu zehn Meter mächtige Schwarte. Der fahlgelbe kalkreiche Gesteinsstaub ist ein Kind des Windes. In den Zwischeneiszeiten und nach der letzten Eiszeit wehten Stürme den Sand und Staub der Schuttlungen aus, die beim Rückzug der Gletscher im Voralpenland zurückgeblieben waren. Während der schwerere Sand früh schon niederging, wurde der staubfeine Löß bis ins Gäuland geweht und in gewaltigen Polstern abgesetzt. Einsickerndes Regenwasser hat den Kalkanteil mit der Zeit ausgewaschen, den locker porösen Löß teilweise in fruchtbar fetten rostbraunen Lößlehm umgewandelt.

Dem Löß verdankt der Ochsenfurter Gau seine tiefgründig fruchtbaren Ackerböden. Die höchste Bodenbonität Bayerns mit einem Wert von 2 625 pro Hektar verzeichnet hier Wolkshausen. Zum Vergleich: Die magersten Böden in der Rhön bei Heiligkreuz bringen es mit einem Wert von 265 gerade auf ein Zehntel. Wegen der guten Böden sind Wiesen und Weiden fast völlig verschwunden. Weizen, dessen Qualität an Spitzensorten wie kanadischen Manitoba heranreicht, international geschätzte Braugerste, Mais, Futterrüben

sowie Luzerne für die Stallviehmast, kaum noch Kartoffeln, dafür neuerdings Spargel werden im Gäu angebaut. Als noch immer einträglichste Sonderkultur gilt jedoch der Anbau der Zuckerrübe.

Die Zuckerrübe wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus der rotbackigen Runkelrübe gezüchtet, wobei der natürliche Zuckergehalt der Runkelrübe sich von etwa sechs Prozent mehr als verdreifacht hat. Die gegen England gerichtete Kontinentalsperre Napoleons blockierte die Einfuhr des tropischen Rohrzuckers und machte den Bau der ersten Zuckerrübenfabriken rentabel. Auch im Gäu begann früh, wenn auch zaghaft der Anbau, eine kleine Zuckerfabrik in Gelchsheim ging dann aber ein. Mit dem Autarkiebestreben des Dritten Reiches nahm der Anbau weiter zu. Die getrockneten Rübenschnitze galten, grob formuliert, als Kraftfutter für Mensch und Vieh. Man hat sie bis in die Nachkriegszeit auch für den aus gerösteter Gerste gebrauten eigenen Malzkaffee mit aufgekocht.

Der eigentliche Siegeszug der weißen Rübe begann im Gäu jedoch erst mit dem Bau der Ochsenfurter Zuckerfabrik 1951. Damals waren die früheren Hauptanbauggebiete wie Schlesien oder die Magdeburger Börde ja längst von der Bundesrepublik abgetrennt. Der „Gäublit“<sup>4</sup>, das 1907 eröffnete Lokalbahngle zwischen Ochsenfurt und Röttingen, stellte zwar in den siebziger Jahren den Personenverkehr ein; wegen der herbstlichen Zuckerrüben Transporte wurde der Güterverkehr der Gaubahn von der Tauber zum Main dafür noch ein paar Jahre weitergeführt. Das Schotterbett der einstigen Schienenstrecke hat man nun zu einem Radwanderweg ausgebaut.

Dieser Radwanderweg kreuzt den Archäologischen Wanderpfad, der die Gemarkungen von Aub, Bieberehren, Riedenheim und Röttingen erschließt. Fünf verschiedene Routen führen zu keltischen Viereckschanzen, zu den Grabhügeln hallstattzeitlicher Gaufürsten, zur Kunigundenkapelle und ihrer tausendjährigen Linde bei Burgerroth sowie zum Burgstall Schönstheim. Die meisten Denkmale haben der Stalldorfer und Schönstheimer Forst bewahrt, die einzigen größeren

Wälder des Gaus. Ursprünglich war der Ochsenfurter Gau von lichten Eichenmischwäldern bedeckt. Aber schon die Hackbauern der Steinzeit haben hier mit dem Roden des Waldes begonnen. So tupfen heute nur noch kleine versprengte Waldblöcke, Laubkronen die monotone agrarische Werkstättenlandschaft. Manche dieser Waldschöpfe sind als Wasserschutzgebiete ausgewiesen.

Die erste Flurbereinigung begann hier schon um die Jahrhundertwende, die zweite lief in den siebziger Jahren an. Mit den Feldhecken verschwanden dabei auch die früher so zahlreichen Riedwiesen, die Tümpel und kleinen Seen, an die nur noch Ortsnamen wie Moos, Riedenheim, Seehof oder Flurbezeichnungen erinnern. Viele Quellen im Gäu sind seither versiegt. Dafür hat die Bodenerosion bedrohlich zugenommen. Schuld daran ist vor allem die Vernichtung der Feldhecken sowie die radikale Umwandlung der Wiesen in Ackerland.

Ganze sieben Prozent des Ochsenfurter Gaus tragen heute noch Wald, während ganz Unterfranken immerhin noch einen Waldanteil von 38 Prozent besitzt. Trotzdem hat sich kurioserweise am Rande des Gäus ein grünes Unikum, die Waldkörperschaft Schönstheim, erhalten. Diese Korporation geht auf einen mittelalterlichen Weiler zurück, der anno 1584 schon als Wüstung erwähnt wird. Die Hofbauern dieses Weilers waren nach Röttingen und Riedenheim umgezogen, bestellten jedoch ihre Felder auf der alten eingesteinten Gemarkung weiter. Ihre Nachkommen bildeten die Gemeinschaft der Schönstheimer Hübner, und diese Hübner unterhalten ihr eigenes Wegenetz, verkaufen ihr eigenes Holz, verpachten ihre eigene Jagd und wählen ihre eigenen Feldgeschworenen sowie ihren eigenen Bürgermeister. Seit bald einem halben Jahrtausend hat sich dieses lebendige Denkmal der Rechtsgeschichte behauptet.

Die zum Weiler gehörige Burg Schönstheim hat sich der Wald zurückerobert. Graben und Wälle zeichnen sich im Gelände noch deutlich ab. Mauerschutt und umgewühltes Erdreich verraten, daß man den Burgstall als Steinbruch ausgebeutet hat. Unterhalb des Ruinenhügels, am Saum einer Waldwiese,



wölbt sich eine Brunnenstube; die Jahreszahl 1588 auf dem flechtengesprenkelten Stein ist kaum mehr zu entziffern.

## *Wandel im Dorf, Varianten der Tracht*

Im Hause des Kreisheimatpflegers und Schulumtandsdirektors a. D. Peter Högler steht eine farbig glasierte tönerner Bäuerin in reicher Gautracht, der die Keramikerin recht stilwidrig ein Kind in Windeln an die Brust gelegt hat. Die Figur, von Besuchern gelegentlich als Gaumadonna angesprochen, kennzeichnet das heutige Mißverständnis der Gautracht in ihren Wechselformen, und darüber hinaus die Problematik der ländlichen Brauchtumpflege. Peter Högler muß es wissen. Er hat in 25 Jahren 660 Sagen im Gau gesammelt und eine Reihe bäuerlicher Autobiographien herausgegeben, die ebenso schlicht wie eindringlich exakt den Wandel, den Umbruch, ja Umsturz dokumentieren, der sich auf dem Dorf vollzogen hat.

Barock geschweifte Turmhauben und die bleistiftspitzen Schieferhelme der gegenreformatorisch aggressiven Echtergotik signalisieren, daß die Kirche im Dorf geblieben ist. Und die muschelkalkgrauen, quaderfesten Dreiseithöfe mit der Hauswurzel überm Tor scheinen sich trotzig gegen die Zeit zu stemmen. Aber der Dorfbach ist verdolt, St. Nepomuk trauert auf dem Trocken, und seitdem die Feldwege betoniert, die letzten Winkel im Ort asphaltiert sind, machen sich neben den Gänsen auch die Schwalben rar. Der Kranz der Obstbaumwiesen ums Dorf ist städtisch hellen Neubauten gewichen, deren schwarze Kunststoffdächer einem Sarglager gleichen. Aber hier wie im Dorf kehren samstags die Frauen nach dem Gehsteig auch noch das zum Haus gehörige Straßenstück.

Die Männertracht ist schon um die Jahrhundertwende verschwunden, als der Dreispitz zugunsten des Zylinders, silberknöpfige Jacke und Hirschlederhose zugunsten von Tuchrock und Röhrenhose abdankten. Beim Kirchgang zu Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Weihnachten oder am Patronatsfest leuchtet da und dort, etwa in Sonderhofen, noch die goldblitzende Frauentracht auf.

Aber wer all die fein abgestuften Wechselformen der Gautracht im Jahreslauf kennenlernen will, der muß sich ins Ochsenfurter Trachtenmuseum im Greisinghaus bemühen.

Was gibt es da nicht alles: Höchste Festtracht, mittlere und kleine Festtracht, Sonntagstracht, Tanztracht, werktägliche Kirchengangstracht und Arbeitstracht, Tieftrauertracht und Abtrauertracht, beide wieder verschieden für Festtag und Werktag. Das Ende der Ochsenfurter Gautracht begann nach dem Ersten Weltkrieg, als immer mehr junge Frauen sich der städtischen Mode zuwandten. Das Tragen der Tracht, oft von der Mutter auf die Tochter übertragen, schloß die Bindung an die Tradition und einen sittlichen Ehrenkodex ein. Heute ist das Trachtentragen meist bloß noch Teil einer Folklore-Schau, oft in Unkenntnis der elementaren Regeln, die früher galten. So erschien etwa zu einem Landwirtschaftsfest eine regionale Würdenträgerin in Tracht, freilich mit der Schmuckfarbe Silber statt Gold, und Silber war der Tieftrauerfesttracht vorbehalten.

Bis in die ersten Nachkriegsjahre waren die eigenen Pferde der ganze Stolz des Hofbesitzers. Die Gäulsbauern im Gau schauten auf die Kühbauern drunten im Tal wortwahr herab. Mit blankgeputztem Geschirr und blankpolierter Kutsche fuhr der Gäulsbauer zu Festen und in die Stadt. Wohlhabend und in die Nachbarschaftshilfe eingebunden, rationell wirtschaftend und der Kirche mehr als den Zehnten gebend, auf Prestige bedacht und gläubig ergeben, dem Recht, der Sitte, der Ordnung verhaftet war der Gäubauer. Außenseiter, die sich nicht an die ungeschriebenen Normen und Gesetze dieser bäuerlichen Kultur hielten, hatten es schwer im Dorf.

Ein paar deftige Volksweisheiten aus dem Ochsenfurter Gau illustrieren den Menschen-schlag: „Das Geizen und das Erben / läßt keinen Bauern rosten – / Das Taufen und das Sterben, / Das läßt er sich was kosten.“ Oder mit einem Seitenblick auf die rechte Brautwahl: „Es ist die Frau des Bauernhauses Heil; / Die zweite hat ein goldenes Hinterteil.“ Und, um dem Titel dieser Betrachtung gerecht zu werden: „Weibersterben – kein Verderben; / Gäulsverrecken großer Schrecken.“